

2. Zacharias Conrad von Uffenbach (1683-1734)

Z. C. v. Uffenbach entstammte einer Frankfurter Juristenfamilie. Er studierte ebenfalls Jura, von 1698-1700 in Straßburg, anschließend in Halle, wo er 1703 unter dem Vorsitz von Christian Thomasius promovierte. Nach Reisen in Sachsen und Thüringen ließ er sich 1704 in seiner Heimatstadt nieder; doch ging es mit seiner kommunalpolitischen Laufbahn nicht so schnell voran, wie er vermutlich gedacht hatte. So widmete er sich einer zweiten Tätigkeit, die er schon in Halle begonnen hatte und die auch später gleichgewichtig neben seiner öffentlichen Verwaltungstätigkeit herlief: dem Sammeln von Büchern, Handschriften, Münzen und Antiquitäten und der Beschäftigung mit Theorie und Praxis des Bibliothekswesens. Vor allem durch Selbststudium wurde er zu einem typischen Polyhistor des 18. Jahrhunderts. Mehrere Reisen führten ihn nach Norddeutschland, England und in die Niederlande. Erst 1721 wurde er Mitglied des Rats, 1727 zweiter Bürgermeister, 1730 Schöffe.¹

Schon 1704 ließ er sich ein aufwendig gestaltetes Kupferstich-Exlibris anfertigen (**Kat.Nr. 2.1.**), und zwar in vier Größen je 8000 Stück. Die Zeichnung lieferte sein Bruder Johann Friedrich von Uffenbach (1687-1769), die Ausführung besorgte der Augsburger Kupferstecher Johann Ulrich Kraus (1655-1719). Abgebildet ist eine Art Idealansicht seiner eigenen Bibliotheksräume. Man blickt in einen Saal, der sich nach hinten perspektivisch stark verengt. Die Wände rechts und links sind vollständig von je vier beschrifteten Regalen mit je neun Reihen Büchern besetzt; ein weiteres Regal bedeckt die hintere Wand. Vor dieser steht ein Schrank mit der Aufschrift „M(anu)s(crip)ti“; auf ihm drei Globen. Vorne in der Mitte trägt ein Tisch einen geöffneten Münzschrank (Aufschrift „Numophylacium“); darauf drei Büsten; rechts und links davon zwei einbeinige Tischchen mit Schreibutensilien. An den freiliegenden Schmalseiten der Regale im Vordergrund hängen links eine Uhr und ein Streichinstrument mit Bogen, rechts geometrische Instrumente; daneben, an den äußersten Rändern des Bilds, sind zwei Fenster mit Butzenscheiben angeschnitten. Licht fällt außerdem zu beiden Seiten zwischen dem dritten und vierten Regal ein. Oben sieht man eine geschnitzte oder bemalte Decke. Das Ganze ist in einen querovalen, mit einem Rosenfries gefüllten Rahmen gesetzt. Vier Kartuschen unterbrechen den Fries: unten der Text „Ex libris bibliothecae D(omini) Zach. Conr. ab Uffenbach M(oeno-)F(rancofurtensis)“; links sein Wappen, ein schräger, mit drei Krebsen besetzter Balken; rechts seine verschlungenen bekrönten Initialen; oben, hervorgehoben durch zwei üppige Rosen-Füllhörner, die Devise „Non omnibus idem est quod placet. Petron Fragm(entum)“ („Nicht allen gefällt dasselbe“). Die Stelle aus dem römischen Satiriker Petron lautet richtig „Non omnibus unum est quod placet“; Uffenbach hat sie vielleicht aus dem Gedächtnis falsch zitiert, doch bleibt der Sinn der gleiche. Die Ecken des querrechteckigen Blatts sind in Anpassung an das Rosenoval abgeschrägt.

Als Ziel seiner Sammeltätigkeit schwebte ihm so etwas wie eine öffentliche Privatbibliothek vor. Er wollte möglichst viele Handschriften – dieser Gruppe galt sein Hauptinteresse – vor der Vernichtung und dem Verfall retten und der gelehrten Welt, der „res publica litterarum“, zur Veröffentlichung zugänglich machen. Die öffentlichen Bibliotheken seiner Zeit erfüllten seiner Meinung nach diese Aufgabe nur unzureichend, da sie zu schlecht zugänglich waren. Dieser uneigennützig Sammlungs zweck – im Gegensatz zum Sammeln

¹ Vgl. K. Franke, Zacharias Conrad von Uffenbach als Handschriftensammler. In: Börsenblatt für den deutschen Buchhandel, Frankfurter Ausg., 21 (1965), S. 1235-1338 (= Archiv für Geschichte des Buchwesens 45); *Zacharias Conrad von Uffenbach (1683-1734): e. Blick auf ausgewählte Stücke aus seinen Sammlungen; e. Ausstellung d. Universitätsbibliothek d. Helmut-Schmidt-Universität... Hamburg... 2007, S. 4-13 (R. Fischer zur Biographie) und 14-19 (H.-W. Stork zum Exlibris und Einband)*. Aus der Liste der Uffenbach-Handschriften in Gießen Franke S. 1330 sind 50, 232 und 626 zu streichen, ferner 153 und 154 (= Briefe von Uffenbach an May); hinzuzufügen sind 16, 179 und 632 Teil II; daraus ergibt sich eine Gesamtzahl von 32.

für eigene Studien oder zur Repräsentation - war für seine Zeit ungewöhnlich. Bei seinen Erwerbungen stützte er sich auf ein weit gespanntes Netz von Freunden und Korrespondenten, darunter seinen Bruder. Eine besondere Rolle spielte ein nicht namentlich genannter Frankfurter Jude, der ihm vor allem hebräische Handschriften verschaffte, insgesamt mindestens 200. Da aber unter seinen umfangreichen Fremdsprachenkenntnissen das Hebräische fehlte, wandte er sich an Johann Heinrich → May den Jüngeren, Professor der orientalischen und griechischen Sprachen an der Universität Gießen, mit der Bitte um Hilfe bei der Beurteilung seiner Hebraica. May wurde sein bester Freund und wichtigster Helfer in Bibliotheksangelegenheiten; der Briefwechsel mit ihm begann 1713, und insgesamt haben sich in der UB Gießen 233 Briefe von Uffenbach an May erhalten (heute als Handschriften 153 und 154 zu zwei Bänden gebunden). Insbesondere sollte May in dem von Uffenbach geplanten gedruckten Katalog seiner Handschriftensammlung die Beschreibungen der Orientalia und Graeca übernehmen. Der erste sehr aufwendig angelegte Katalogband erschien 1720 in Halle; weitere kamen nicht zustande. Enttäuscht über das verständnislose Echo auf seine Angebote, ferner bewogen durch seine schwache Gesundheit, seine öffentlichen Verpflichtungen und das Fehlen eines männlichen Erben, entschloß er sich zur Auflösung seiner Sammlungen und ließ 1729-31 einen vierbändigen Verkaufskatalog erscheinen, *der auch zwei Kupferstich-Ansichten seiner Bibliotheksräume*² (der eine datiert 1727) enthält. Seine Bemühungen, einen Käufer für die komplette Handschriftensammlung zu finden, die nach seiner eigenen glaubwürdigen Aussage in Deutschland nur von den fürstlichen Sammlungen in Wien und Wolfenbüttel an Umfang übertroffen wurde, blieben erfolglos, und so wurde sie in alle Winde zerstreut. Noch 1749 ging der verbliebene Rest zu einem sehr niedrigen Preis an die Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, die heute den größten Bestand an Uffenbach-Handschriften besitzt, darunter die Briefe von May.

Zu den Käufern gehörte auch Uffenbachs Frankfurter Landsmann, der Jurist Heinrich Christian (später: von) Senckenberg (1704-1768) (ein Bruder des bekannten Mäzens, nach dem in Frankfurt u.a. ein Museum und die Universitätsbibliothek benannt sind), der später als Professor in Gießen und Göttingen und schließlich Reichshofrat in Wien eine glänzende Karriere machte. Für seine rechtshistorischen Studien und Veröffentlichungen trug er eine der größten Privatbibliotheken seiner Zeit zusammen, die an seinen Sohn Renatus Carl (1751-1800) und von diesem durch Vermächtnis an die Universität Gießen überging. Das war die größte Schenkung, die die UB Gießen je erhalten hat. Mit ihr gelangten auch 27 Uffenbach-Handschriften überwiegend historischen und juristischen Inhalts in die UB. Nur eine davon enthält einen Kaufvermerk H. C. v. Senckenbergs aus dem Jahr 1730. Die meisten sind durch Uffenbachs Exlibris gekennzeichnet, und neun weisen den typischen Uffenbach-Einband aus Pergament mit Goldprägung auf (**Kat.Nr. 2.2.**): Auf beiden Deckeln verläuft den Rändern entlang eine doppelte Streicheisenlinie; eine zweite Doppellinie bildet ein inneres Rechteck, dessen Ecken ein florales Ornament aufgesetzt ist und das bei vier Bänden das Wappen einrahmt; der Rücken zeigt dasselbe florale Ornament sowie den Titel in Schwarz.

Es mag verwundern, daß der Freund J. H. May nur wenige Uffenbach-Handschriften besaß. Drei erhielt er durch Tausch, „per-“, oder „commutationis iure“, wie er handschriftlich eintrug, einmal (Hs 669) mit dem Zusatz „ab ... amicorum et optimo et veterrimo“ („von meinem besten und ältesten Freund“). Er hatte eine besonders wertvolle byzantinische Handschrift Uffenbachs (heute in Leipzig) abschreiben lassen, da er eine Edition plante, die aber nicht zustande kam. 1731 erbat sich Uffenbach die Abschrift (heute Gießen Handschrift 58) und bot im Tausch eine Vergil-Handschrift an; da May zögerte, fügte er noch zwei griechische Codices hinzu.³ Der Vergil, ein sehr hübscher, wenn auch philologisch

² *abgebildet bei Stork S. 18. Man hat diese Ansichten mit dem Exlibris kombiniert und daraus acht Bibliothekssäle rekonstruiert (Stork S. 15). Das frühe Datum 1704 des Exlibris spricht aber dagegen, daß es sich um eine realistische Darstellung der Bibliothek handelt.*

³ Franke S. 1322

geringwertiger italienischer Humanisten-Codex des 15. Jahrhunderts, trägt heute die Gießener Signatur 63, die beiden Graeca sind die Handschriften 668 und 669. Der Verbleib der griechischen Handschriften, die May 1720 von Uffenbach ebenfalls im Tausch erhielt, ist unbekannt. Ebenfalls unbekannt ist, wie die Handschrift 72, lateinische Gedichte eines italienischen Humanisten, von Uffenbach an May gelangt ist. Bei dem hebräischen Uffenbach-Codex 892 schließlich, der im Gegensatz zu den vier eben genannten Codices kein Exlibris trägt, aber in Uffenbachs Handschriftenkatalog beschrieben wird, kann May als Zwischenbesitzer nur vermutet werden.

Außer Handschriften sind auch mindestens acht gedruckte Bücher aus der Bibliotheca Uffenbachiana nach Gießen gelangt. Ihre genaue Anzahl lässt sich nicht angeben, weil ein Teil davon 1944 verbrannt sein dürfte und weil die Provenienzen der Gießener alten Drucke erst teilweise erfaßt sind. Es ist nicht völlig auszuschließen, daß die Universität Gießen einzelne Bände direkt von Uffenbach bzw. seinen Erben erworben hat. Der Weg über J. H. May ist bei einer Postinkunabel durch das May'sche Exlibris gesichert, bei vier weiteren wegen ihres Inhalts (Graeca, Hebraica) wahrscheinlich. Je ein Buch des 17. und 18. Jahrhunderts gelangte in die → Wetzlarer Gymnasialbibliothek. Während das jüngere dieser beiden Bücher keinen weiteren Vorbesitzer erkennen läßt, wurde das ältere 1730 von Friedlieb Gottfried von Brand (1685-1740) aus Köthen, Assessor am Reichskammergericht in Wetzlar, erworben, der seine Bibliothek testamentarisch dem Gericht vermachte;⁴ mit dem kleineren Teil der RKG-Bibliothek (den größeren Teil erhielt die neugegründete Universität Bonn) fiel das Buch der Wetzlarer Gymnasialbibliothek zu.

⁴ Scheuermann S. 232

7. J. J. Ignaz (von) Döllinger (1799-1890)

Johann Joseph Ignaz (seit 1860: von) Döllinger gehört zu den bedeutendsten Gestalten der Theologiegeschichte des 19. Jahrhunderts. Geboren in Bamberg, wurde er nach Studium der Theologie in Würzburg und Priesterweihe in Bamberg schon 1823 Professor für Kirchengeschichte und Kirchenrecht am Lyzeum in Aschaffenburg, 1826 an der neu eingerichteten Universität München, wo er bis zu seinem Ausscheiden der führende Kopf in der Theologischen Fakultät war. Er wurde zu einem Vorkämpfer der katholischen Erneuerung und Restauration in Deutschland nach dem Einbruch der Säkularisation. Dazu gehörten die politische Betätigung im Sinne des politischen Katholizismus (seit 1845 Mitglied des Bayerischen Landtags, 1848 Mitglied der Nationalversammlung in Frankfurt) und eine entschieden ultramontane Position, d.h. das Pochen auf die Unabhängigkeit der Kirche vom Staat und die Orientierung auf Rom. Dies trug ihm heftige Kritik aus liberalen Kreisen ein, u.a. von Heinrich Heine.

In diese Zeit würde stilistisch sein Exlibris (**Kat.Nr. 7.1.**) passen, das den Klassizismus der ersten Jahrhunderthälfte in München erkennen läßt. Allerdings wird es in der einschlägigen Literatur¹ dem Münchner Maler August Hess (1834-1893), einem Sohn des Nazareners Heinrich Maria von Hess (1798-1863), zugeschrieben und teils 1860, teils 1866 datiert. Da das Adelsprädikat noch fehlt, ist 1866 unwahrscheinlich. Das Blatt zeigt in einem klassizistischen Rundbogenrahmen eine bekränzte sitzende Frau mit Schreibfeder und Papierrolle, die sich mit einem Arm auf eine Schrifftafel stützt. Sie kann als Personifikation der Geschichtsschreibung oder auch als Kleio, die Muse der Geschichte, selbst verstanden werden. Das für eine Signatur vorgesehene Feld hat Döllinger nicht benutzt.

In den 50er und 60er Jahren wandte er sich mehr von der Politik ab und kirchenhistorischen Forschungen zu. Dadurch geriet er allmählich in Gegensatz zur päpstlichen Kurie, die nach 1848 einen reaktionären Kurs einschlug. 1864 wurde er zur Zielscheibe von Angriffen, die sich in offiziellen Verlautbarungen des Heiligen Stuhls gegen „moderne“ Theologen richteten. Zum Bruch kam es im Zusammenhang mit dem Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit, das er publizistisch scharf kritisierte; als das I. Vatikanische Konzil es 1870 offiziell verkündete und er bei seiner Ablehnung blieb, wurde er 1871 exkommuniziert. Die Bildung der Altkatholischen Kirche als Reaktion auf die Konzilsbeschlüsse unterstützte er maßgeblich, ohne ihr jedoch beizutreten. In seinen letzten Lebensjahren befürwortete er Bemühungen um Einigung der getrennten christlichen Kirchen.

Döllinger war ein leidenschaftlicher Leser und Büchersammler, von 1837-1847 auch nebenamtlicher Leiter der UB München. Aus dem Jahr 1865 wird überliefert, daß er 1637 Werke gleichzeitig aus der UB ausgeliehen hatte.² Seine Bibliothek füllte jeden freien Winkel seiner Wohnung und darüberhinaus ein eigens dafür gemietetes Gartenhaus.³ Ein nach seinem Tod gedruckter Katalog⁴ verzeichnet 18.495 Titel, darunter 107 Inkunabeln. Testamentarisch verfügte er die Versteigerung der Bibliothek zugunsten einer Stiftung. Die Zerstreuung der Sammlung wurde aber verhindert, da die Universität sie 1895 komplett erwarb und der UB München übergab, wo sie bis heute aufbewahrt wird. Das Gießener Buch mit dem Döllinger-

¹ Vgl. H. Wiese (Exlibris aus der Universitätsbibliothek München, München 1972, S. 112 f.), der darauf verweist, daß H. M. v. Hess 1837 bei der Ausmalung der Bonifatius-Basilika in München von Döllinger beraten wurde. *Katalog Mainz 25.454 verzeichnet unter „Hess, F.“*

² Wiese.

³ W. Müller, Döllingers Privatbibliothek in der Universitätsbibliothek München. In: *Geschichtlichkeit und Glaube, Gedenkschrift zum 100. Todestag J. J. I. Döllingers...*, hrsg. von G. Denzler... München 1990, S. 57-82, hier S. 80.

⁴ *Bibliotheca Doellingeriana: Katalog der Bibliothek des verstorbenen Kgl. Universitätsprofessors J. J. I. v. Döllinger.* München 1893.

Exlibris (J. H. Benner, *Notitia salutis iusto ordine exhibita*, Gießen 1765) findet sich aber nicht in dem gedruckten Katalog, scheint also schon zu Lebzeiten des Besitzers aus seiner Bibliothek abhanden gekommen zu sein. Die UB Gießen hat es 1982 von einem niederländischen Antiquariat erworben.

8. Georg Edward (1869-1969) und Auguste Wagner (1900-1987)

Georg (Daniel Eduard August Andreas) Geilfus¹, der seit 1903 kraft großherzoglichen Erlasses den Namen Georg Edward führte, den er sich schon früher als Künstlernamen zugelegt hatte, wurde in Gießen als Sohn eines gelehrten Apothekers und Chemikers, der einen Holz- und Baustoffe-Großhandel betrieb, geboren und wuchs in großbürgerlichem Milieu auf; verwandtschaftliche Beziehungen bestanden zu der Gießener Industriellenfamilie Gail. Statt für den väterlichen Handel interessierte er sich vor allem für Literatur, worin er sich früh eine solide und weitgespannte Bildung aneignete. Nach Gymnasialbesuch in Gießen und Mainz veröffentlichte er seit 1888 Gedichte und literaturwissenschaftliche Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften und unterhielt Beziehungen zu anderen Schriftstellern; besonders befreundet war er mit Karl Wolfskehl. 1891 lernte er in Gießen Stefan George kennen, der ihn zur Mitarbeit in seiner Zeitschrift „Blätter für die Kunst“ einlud.

Die entscheidende Weichenstellung seines Lebens fällt in das Jahr 1893. Nachdem ihn sein Vater aus dem Haus gewiesen hatte, reiste er durch Vermittlung seiner Frankfurter Freunde in die USA, um für deutsche und Schweizer Zeitungen über die Weltausstellung in Chicago zu berichten. Seine Korrespondentenberichte über die Weltausstellung und darüberhinaus über das Leben und die sozialen Zustände in Nordamerika waren so erfolgreich, und das Leben in Chicago gefiel ihm so gut, daß er in den USA blieb. Er schrieb Artikel auch für amerikanische Zeitungen, arbeitete weiter auf literaturgeschichtlichem Gebiet und hielt Vorträge. Enge Beziehungen entwickelten sich zum German Department der Northwestern University in Evanston (Ill.), wo er 1901 zum Professor ernannt wurde.

In diese Zeit würde stilistisch das ältere seiner beiden Exlibris passen (**Kat.Nr. 8.1**). Man sieht eine idyllische Landschaft mit Fluß, Feldern, Dorf und Bergen in einem floralen Jugendstilrahmen. Ein unteres Schriftband enthält in großen Lettern den Namen. Oben steht die Devise „Immer höher muß ich steigen, immer weiter muß ich schaun. Goethe“. Das Zitat stammt aus dem 3. Akt des Faust II; es sind Worte Euphorions, der springend und fliegend immer höher zu steigen trachtet und schließlich zu Tode stürzt. Die Künstlersignatur WL rechts unten ist vielleicht als Wilhelm Laage (Maler und Graphiker, 1868-1930) aufzulösen.

1910 heiratete er eine Amerikanerin; die Hochzeitsreise führte nach Europa und Gießen. Die durch den Weltkrieg aufkommende Deutschfeindlichkeit, die er in seinen fast lebenslang geführten Tagebüchern² sorgfältig dokumentierte, führte 1918 zu seiner Entlassung als Professor. Während er bei seinen Schwiegereltern in North Carolina lebte, arbeitete er an seinem ersten Roman „Die Insel Antilla“, der 1923 in Hamburg in Fortsetzungen erschien; ein zweiter Karibikroman, „Passatwind“, kam 1928 in München heraus. Nachdem er die Wiederaufnahme seiner Professur abgelehnt hatte, übernahm er 1921 die Leitung der Privatbibliothek eines Multimillionärs in Evanston. 1931 ging die Bibliothek durch Stiftung an die Yale University über, wodurch er erneut seinen Arbeitsplatz verlor. Dies und der Tod seiner Frau nach kinderloser Ehe 1928 bewogen ihn, Amerika den Rücken zu kehren; 1931 kehrte er zurück in das Gießener Haus, das sein Vater in der Westanlage (die er alsbald in Horst-Wessel-Wall umbenannt sehen musste), Ecke Gabelsberger Straße, gebaut hatte. Nach dem Tod der anderen im Haus lebenden Verwandten führte ihm seine Nichte Auguste (genannt Gutti) Wagner den Haushalt bis zu seinem Tod.

¹ Zur Biographie vgl. W. G. Bayerer, Leben, Werk und Persönlichkeit des Gießener Poeten Professor Georg Edward. In: Georg Edward zu Ehren, hrsg. von W. G. Bayerer u. B. Hauschild. Gießen 1996. (Berichte und Arb. 47), S. 9-24.

² G. Edward, Tagebücher 1892-1969, Autobiographie 1869-1893, Gedichte, Personen- und Werkverzeichnis. Gießen 2005 (1 CD-ROM).

Auguste Wagner³ war die Tochter eines Arzts und einer Schwester Georg Edwards. Sie legte in Gießen das Abitur ab, studierte einige Semester Volkswirtschaft und arbeitete in Banken und verschiedenen Betrieben, seit 1938 als Sekretärin in der Gutsverwaltung des Freiherrn Schenk zu Schweinsberg in Fronhausen.

Edward und seine Nichte waren Gegner des Nationalsozialismus. Sie hielten an ihren Beziehungen zu jüdischen Freunden und Bekannten fest, durchbrachen die antijüdischen Boykottmaßnahmen, halfen vielen Bedrohten und Verfolgten, u.a. durch Edwards amerikanische Beziehungen, und versteckten sogar jüdische Bekannte in ihrem Haus. Auguste Wagner wurde im Oktober 1944 verhaftet und im Februar 1945 wegen „Wehrkraftzersetzung“ zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt. 1986 ehrte die Stadt Gießen sie durch die Hedwig-Burgheim-Medaille, die „in Anerkennung und Würdigung hervorragender Verdienste um Verständigung und Verständnis zwischen den Menschen“⁴ verliehen wird.

In all den Jahren seit seiner Rückkehr nach Deutschland schrieb Edward unermüdlich weiter Romane, Erzählungen und Gedichte, doch blieben seine Publikationsbemühungen größtenteils erfolglos; manches brachte er im Selbstverlag heraus; das meiste liegt nur im Nachlass vor. Im Dritten Reich war seine unvoreingenommene Einstellung gegenüber fremden Rassen und Völkern unerwünscht, und später mußte er sich deutlich machen lassen, daß seine Art zu schreiben nicht mehr zeitgemäß und gefragt war. Nur dank des mutigen Engagements des Verlegers Wilhelm Dreecken erschien 1940 „Die chinesische Sklavin“. 1950 brachte Dreecken noch „Komödie des Lebens. Roman aus Amerika“ heraus, 1953 „Feuer unter der Erde“, einen Roman über den Vulkanausbruch auf der Antilleninsel Martinique 1902, der auch als Fortsetzungsroman in einer Illustrierten erschien. Im übrigen veröffentlichte Edward nur hie und da Gedichte und gekürzte Erzählungen in Zeitungen.

Das jüngere seiner zwei Exlibris (**Kat.Nr. 8.2.**), unsigniert und undatiert und qualitativ anspruchsloser als das erste, zeigt Pegasus, das mythologische Wappentier der Dichtkunst, mit einem Palmzweig im Maul über Landkarten von Nordamerika und Deutschland (in den Grenzen nach 1918) galoppierend. Im Vergleich zu dem heroischen Goethe-Exlibris wirkt es eher heiter. Da es weniger häufig als das frühere begegnet, kann man eine Entstehung um 1950 vermuten.

Nur einmal hat sich bisher ein Exlibris von Auguste Wagner – die sich hier „Gustel“ nennt – gefunden, in einer „Zauberberg“-Ausgabe von 1926 (**Kat.Nr. 8.3.**). Man sieht an einem Waldrand in einer Wiese eine Person schräg von hinten, die sich mit ausgebreiteten Armen der aufgehenden Sonne zuwendet; hinter ihr liegen ein aufgeschlagenes Buch, ein Hut und eine Gitarre. Künstler und Datierung sind unbekannt. *Vielleicht ist das Bild von Fidus' Gemälde „Lichtgebet“ (1908) angeregt, einem zentralen und ungeheuer einflußreichen Werk der deutschen Jugendbewegung, mit der auch Auguste Wagner sympathisierte.*⁵

Eine Photographie (**Kat.Nr. 8.4.**) zeigt Georg Edward und Auguste Wagner um 1960 vor ihrem Haus in der Westanlage.

Edwards Nachlass, bestehend aus Briefen und belletristischen und autobiographischen Manuskripten, gelangte zum größten Teil gleich nach seinem Tod als fast Hundertjähriger⁶ oder erst 1980⁷ in die UB Gießen. Jedoch hatte Edward schon 1955 einen großen Teil seiner unveröffentlichten Texte dem Stadtarchiv Friedberg geschenkt; die Tagebücher übergab Auguste Wagner dem Stadtarchiv Gießen; und die Briefe von Karl Wolfskehl gelangten auf Umwegen in die Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt. Nach Auguste Wagners Tod fielen die Bibliothek und weitere Nachlassteile an die UB Gießen.

³ Vgl. D. Klein, Frauen in der Gießener Geschichte. Gießen 1997, S. 145-7.

⁴ Stiftung der Hedwig-Burgheim-Medaille durch die Universitätsstadt Gießen und Richtlinien über ihre Verleihung vom 20. 12. 1980.

⁵ *Mündlicher Hinweis von Frau Dagmar Klein (2007).*

⁶ W. G. Bayerer, Findbuch zum Nachlaß des Gießener Poeten Professor Georg Edward (1869-1969). Gießen 1991 (Berichte und Arb. 43), S. XXIII

⁷ Jahresbericht der UB Gießen 1980, S. 15

9. Gustav (1862-1940) und Helene (1896-1966) Krüger

Der Kirchenhistoriker Gustav Krüger wurde in Bremen als Sohn eines Großkaufmanns geboren. Das Studium in Heidelberg, Jena, Gießen und Göttingen schloß er mit dem Dr. phil. in Jena 1884 ab. Es folgte 1886 die Habilitation in Gießen, wo er 1889 außerordentlicher und 1891 ordentlicher Professor für Kirchengeschichte wurde. 1889 heiratete er in Jena Helene Vermehren (1867– 1963), eine Enkelin seines Lehrers, des Kirchenhistorikers Karl August Hase. Bis zur Emeritierung blieb er an der Gießener Universität.

Sein Hauptgebiet war die antike Kirchengeschichte. An dem vierbändigen Standardwerk „Handbuch der Kirchengeschichte für Studierende“ (1909-13, 2.Aufl. 1923-31) war er als Gesamtherausgeber und als Autor des 1. Bands maßgeblich beteiligt. In noch höherem Maße kommt das Prädikat eines Standardwerks seinem Beitrag für das „Handbuch der Altertumswissenschaft“ zu; die Abteilung 8 „Geschichte der römischen Litteratur“ des Handbuchs, die bis heute als „Schanz-Hosius“ eines der ältesten und bekanntesten Standardwerke der Klassischen Philologie ist und erst seit 1989 eine Neubearbeitung erfährt, wird manchmal auch als „Schanz-Hosius-Krüger“ zitiert, weil Gustav Krüger den Teil „Die christliche Literatur des 5. und 6. Jahrhunderts“ (Band 4, Halbband 2, 2. Hälfte, 1920) beisteuerte.

Krüger war die einflußreichste Gestalt der Gießener Theologie in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts und darüber hinaus eine der dominierenden Figuren der Universität überhaupt. 1902/03 und 1924/25 war er Rektor; 1916 und 1932 wurde er mit Festschriften geehrt. Am 14. Juni 1933 ergriff er im Gesamtsenat der Universität das Wort zu einer markanten Stellungnahme,¹ die 69 Jahre später die Universität veranlasste, einen Saal in ihrem Hauptgebäude Ludwigstraße 23 nach ihm zu benennen. Es ging um die bevorstehende Auflösung des Hochschulverbands zwecks Gleichschaltung der Hochschulen. Krüger, der politisch konservativ eingestellt war und der Weimarer Republik skeptisch gegenüberstand, äußerte offen seine Befürchtung, daß der Universität schwerwiegende Eingriffe seitens der Politik bevorstünden, und setzte dagegen seine Forderung, ein Professor habe seine wissenschaftliche Überzeugung unerschrocken ohne Einflußnahme oder Bevormundung von außen auszusprechen: „Wenn meine Befürchtungen mich nicht trügen, so haben wir jetzt ganz andere Eingriffe zu befürchten. Die Obmänner, von denen wir vorhin gehört haben, reden eine deutliche Sprache, und es wird Zeit, daß wir uns wieder darauf besinnen, daß wir Professoren sind. Was ist denn ein Professor? Professor kommt von profiteri. Das heißt bekennen. [...] Wie ist ein Strafrechtler oder gar ein Staatsrechtler denkbar, der sich seine Gedanken nicht ohne jede Beeinflussung durch eine außeruniversitäre Instanz bildet und sie ausspricht? Nicht zu reden vom Staatswirtschaftler: Wo soll es hinführen, wenn ein solcher nicht auch das Gute am Kommunismus hervorheben darf, wenn er solches zu sehen glaubt? Nicht zu reden auch vom Historiker: Wie kann der die Geschichte der letzten 14 Jahre verfolgen und verständlich machen, wenn ihm verboten sein soll, die Verdienste, die sich Friedrich Ebert in schwierigster Lage im Staat erworben hat, ins rechte Licht zu stellen? [...] Hier, in der Unterbindung solcher professoralen Freiheit, sehe ich die neue Gefahr, und unter diesem Gesichtspunkt würde ich es aufs höchste bedauern, wenn unser Hochschulverband als das letzte Bollwerk solcher Freiheit aufgelöst würde.[...]“ Danach verließ er den Saal, und aus Respekt erhoben sich alle Professoren von ihren Plätzen. Wie ein Augenzeuge, der Botanikprofessor Ernst Küster (1874-1953), bestätigt, war er damit das einzige Mitglied des Gießener Lehrkörpers, das nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten öffentlich die neuen politischen Verhältnisse kritisierte:² „Leider weiß ich aber nur einen aus unserem

¹ Krügers Redemanuskript liegt vor in der Akte UAG PrA Theol 4. Ergänzende Informationen verdanke ich Frau Archivoberrätin Dr. Eva-Marie Felschow.

² E. Küster, Erinnerungen eines Botanikers, Gießen [um 1956], S. 371.

Kollegium zu nennen, der sich offen und deutlich zu seiner Meinung bekannt hat [...] Gustav Krüger, der in einer [...] Senatssitzung das Wort ergriff, um gegen die einseitige und ungerechte Beurteilung derjenigen Männer Einspruch zu erheben, die bisher die Geschäfte des Staats zu leiten gehabt hatten. Er selbst – sagte Gustav Krüger – sei niemals Sozialdemokrat, stets Sozialaristokrat gewesen [...] Zu seiner Meinung aber [...] müsse er sich bekennen: gerade als Professor [...]; die Senatssitzungen werde er hiernach nicht mehr aufsuchen. Als Krüger den Saal verließ, erhob sich Professor Hermann Hirt und bat die Anwesenden, den Redner durch Erheben von den Plätzen zu ehren. So geschah es; alle erhoben sich.“

Eine größere Anzahl von Büchern aus dem Besitz Krügers und seiner Gattin ist - wohl zu verschiedenen Zeitpunkten - in die UB gelangt. Zumindest teilweise war dabei die Tochter *Helene Krüger* beteiligt, die seit 1915 Bibliothekarin an der UB war.³ In einem Schreiben aus Breslau vom 27. Dezember 1930 an den Direktor der UB entschuldigt Krüger sie wegen Krankheit (**Kat.Nr. 9.3**)⁴. Das Geschenkbuch der UB verzeichnet 1963 „45 Bücher verschiedenen Inhalts“ als Geschenk von „Frl. Helene Krüger“. Ein Teil der Bücher ist mit Exlibris ausgestattet, und zwar meistens mit dem Exlibris von Gustav Krüger selbst (**Kat.Nr. 9.1**), das „CK 96“ datiert und monogrammiert ist und in verschiedenen Farb- und Größenvarianten begegnet. Ein Rahmen öffnet den Blick in eine altertümliche Studierstube mit einem Schreibtisch und einem Bücherregal. An dem Regal hängt eine Geige (Krüger spielte vorzüglich Geige), über ihm steht eine Lutherbüste. Durch das halbgeöffnete Fenster geht der Blick auf einen Kirchturm; in die Butzenscheiben sind Portraits von Mozart und Beethoven und das Wappen von Gießen eingelassen. Vermutlich handelt es sich um eine Idealansicht von Krügers Arbeitszimmer in der Löberstraße 22 mit Blick auf die nahegelegene Johanneskirche (erbaut 1892/93). Bekrönt wird der Rahmen von einem von zwei Putten flankierten sprechenden Wappen mit einem Krug und der Devise „Liebe Licht Leben“. Das Monogramm wird auf den Mainzer Graphiker Clemens Kissel (1849-1911) gedeutet,⁵ doch ist die Idee wohl nicht abwegig, daß das Monogramm auch als „G(ustav) K(rüger)“ gelesen werden kann und so eine Mit-Urheberschaft Krügers durchblicken läßt.

Seltener begegnet das Exlibris der Tochter Helene (**Kat.Nr. 9.2**), das „M.v.S. 1922“ signiert und datiert ist.⁶ Die Darstellung zeigt ein Zimmer mit einem aufgeklappten Schreibrank und einem Sessel davor; ein geöffnetes Fenster mit einem Blumenstrauß auf der Fensterbank gibt den Blick frei in eine offene Landschaft. Im Gegensatz zu dem Kissel-Exlibris scheint dieses ein Dilettantenprodukt zu sein.

Wertvoller als die Bücher ist die Autographensammlung, die Krüger 1921 der UB übergab (heute Handschrift NF 27). Sie besteht aus Dokumenten aus dem Umkreis des Dichters und Homer-Übersetzers Johann Heinrich Voss (1751-1826), der Krügers Urgroßvater war, darunter Stücken von Johann Jakob Bodmer, Johann Wilhelm Ludwig Gleim, Anna Luise Karsch, Friedrich Maximilian Klingler, Sophie von Laroche und Georg Christian Lichtenberg. Einen der Briefe veröffentlichte Krüger selbst im Feuilleton der „Frankfurter Zeitung“ 1908.

³ Vgl. ihre Personalakte UAG Allg H UB 24/3.

⁴ Leihgabe des Universitätsarchivs (Personalakte Bl. 74)

⁵ Ludwig Hepding, in: Hessische Heimat 1985, Nr. 6, S. 21. Zu dem Exlibris vgl. auch M. Greschat, *Gustav Krüger. In: Nach den Anfängen fragen*, G. Dautzenberg zum 60. Geb.tag, hrsg. von Cornelius Mayer u.a. Gießen 1994, S. 635-653, hier S. 647 f.; Ders., *Gustav Krüger. In: Panorama 400 Jahre Universität Gießen*, hrsg. von H. Carl u.a. Frankfurt 2007, S. 120-4, hier S. 123 (mit Abb.)

⁶ Der Bezug auf die Tochter und nicht die gleichnamige Mutter stützt sich auf mündliche Information aus der Familie (die Gattin des emeritierten Professors für Klassische Archäologie Hans-Günter Buchholz ist eine Enkelin Gustav Krügers).

11. Karl Alexander Wilke (1879-1954) und seine Familie

K. A. Wilke stammte aus Leipzig; sein Vater war Schriftsteller, Historiker und Geograph. Nach Studium an den Kunstakademien in Leipzig und Karlsruhe übersiedelte er 1903 nach Wien, wo er eine vielseitige und erfolgreiche künstlerische Tätigkeit als Maler, Graphiker, Buchillustrator, Kostüm- und Bühnenbildner entfaltete.

Von den 23 Exlibris, die bisher von ihm nachgewiesen werden können, liegen zehn in der UB Gießen vor. Acht davon fallen ungefähr in das erste Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts. Für seinen Vater Karl (geb. 1852) entwarf er eine Postkutsche, die an einer Gedenksäule vorbeifährt (**Kat.Nr. 11.7**). Das Blatt für die Mutter Lina geb. Grundmann (geb. 1854), datiert 1902, variiert das beliebte Thema „lesende Dame“ (**Kat.Nr. 11.8**): Eine ältere Dame in einem kreisrunden Rahmen hat die Hand mit dem Buch sinken lassen und wendet sich dem Betrachter zu; im Hintergrund sieht man Bäume; die Inschrift ahmt die Schreibschrift der Besitzerin nach.¹ – Die Exlibris für den Künstler selbst und seine Frau Martha geb. Guba, die er 1906 in Leipzig heiratete, lassen sich zeitlich zu drei Paaren zusammenfassen. Am Beginn stehen zwei Jugendstil-Werke: für Martha Guba ein lesendes kleines Mädchen vor einem Hintergrundmuster aus heraldischen Lilien, datiert 1902 (**Kat.Nr. 11.2**); für sich selbst den Schnitter Tod mit Helm und Sense zu Pferd vor einer Phalanx von Reitern (**Kat.Nr. 11.1**). Das zweite Paar greift wieder zwei konventionelle Motive auf: für Martha eine lesende Dame auf einer Gartenbank (datierbar auf 1906) (**Kat.Nr. 11.4**); für Karl Alexander einen pflügenden Bauern (**Kat.Nr. 11.3**). Das dritte Paar (um 1910) begegnet in den Gießener Büchern am weitaus häufigsten. Es handelt sich um Holzschnitte, die stärker stilisiert sind als alle anderen bisher bekannten Wilke-Exlibris. Das Blatt für Martha (**Kat.Nr. 11.6**) zeigt die Statue einer Reiterin auf hohem Sockel in einer parkartigen Umgebung; das für den Künstler selbst ein Pferd, das zum Sprung über ein Feuer ansetzt (**Kat.Nr. 11.5**). Dieses ist vielleicht das künstlerisch überzeugendste Exlibris Wilkes, nicht zuletzt durch die schriftkünstlerische Gestaltung.

Wilkes Hauptinteressengebiet, das auch in diesen frühen Exlibris anklingt, war die Heeresgeschichte. 1913-14 erschien in sechs Bändchen ein von ihm geschriebenes und illustriertes Kinderbuch „Um die Freiheit“ über die Befreiungskriege 1813. Von 1905-1919 war er ständiger Mitarbeiter der vor allem in Militärkreisen weit verbreiteten humoristisch-satirischen Zeitschrift „Die Muskete“. Im 1. Weltkrieg fanden seine Kriegsbilder als Postkarten und in anderer Form weite Verbreitung; dazu gehört eine Karikatur auf den uneingeschränkten U-Boot-Krieg gegen England (**Kat.Nr. 11.13**). In einer 1919 erschienenen Rechtfertigungsschrift österreichischer Militärs für ihre schwere Niederlage in der (heute so genannten) Brussilow-Offensive 1916 zeichnete er die feindlichen Streitkräfte als übermenschliche dämonische Wesen (**Kat.Nr. 11.26**). Jahrzehntlang engagierte er sich künstlerisch für die deutschen Minderheiten in der Donaumonarchie und ihren Nachfolgestaaten, vor allem über den „Deutschen Schulverein“. Dahinter stand sein deutschnationaler politischer Standort. Zu seinen Freunden zählte Mirko Jelusich (1886-1969), der mit seinen historischen Romanen (beginnend mit dem „Caesar“ von 1929) und seinen kulturpolitischen Aktivitäten einer der Hauptwegbereiter des Nationalsozialismus in Österreich wurde.

1913-23 war Wilke Ausstattungsleiter am Burgtheater; von seinem Bühnenbild zu „König Lear“ haben sich Photographien im Österreichischen Theatermuseum in Wien erhalten (**Kat.Nr. 11.11**). 1923-38 folgte eine Tätigkeit als künstlerischer Beirat des Österreichischen Bundes- (anfangs: Schulbücher-)Verlags. Insgesamt illustrierte er etwa 75 Bücher, vor allem Jugendbücher, Schullesebücher, Erzählungen, Romane, Märchen, Sagen, mit einem Schwerpunkt bei deutsch-völkischen Themen. Als Beispiele (meistens aus der

¹ Katalog Mainz 46.681

Reihe „Bunte Jugendschriften“ des Österreichischen Schulbücher- bzw. Bundesverlags) herausgegriffen seien seine Illustrationen zum Nibelungenlied (**Kat.Nr. 11.14, 11.15**), zur Sage vom Zwergenkönig Laurin (**Kat.Nr. 11.16**), zu der Wiener Sage vom Stock im Eisen (**Kat.Nr. 11.28**), zum Parzival Wolframs von Eschenbach (**Kat.Nr. 11.17, 11.18**), zu Lagerlöfs Christuslegenden (**Kat.Nr. 11.19**), Goethes Hermann und Dorothea (**Kat.Nr. 11.20**) und Erzählungen von Eichendorff (**Kat.Nr. 11.21**) und Storm (**Kat.Nr. 11.22, 11.23**). Die Beispiele zeigen auch seine Vorliebe für Pferde sowie für gespenstische Erscheinungen. Eine Karikatur auf den Kölner Aschermittwoch (**Kat.Nr. 11.27**) und das Einbandbild zu Molières „Eingebildetem Kranken“ (**Kat.Nr. 11.24**) stehen für seine karikaturhaften Bilder; die Illustrationen zu dem Namenbuch „Gebt den Kindern deutsche Namen!“ mit ihren Bilderbuch-Germanen (**Kat.Nr. 11.25**) mögen sein Engament für das deutsch-völkische Spektrum verdeutlichen.

Von seinen Gemälden scheint nur ein einziges sich bis heute in der Öffentlichkeit erhalten zu haben, ein Triptychon für die Gefallenen des 1. Weltkriegs in der evangelischen Lutherkirche in Wien-Währing (**Kat.Nr. 11.12**). Verschwunden ist u.a. das Wandbild „Hl. Michael zu Pferd“ in der Wiener Hofburg, das von besonderer künstlerischer Qualität gewesen zu sein scheint.

Vermutlich in den 1930er Jahren sind die Exlibris für seine Kinder Karl (1909-1976) und Hertha (1910-1995) entstanden. Das Blatt für Karl (*nicht vor 1934*) (**Kat.Nr. 11.9**) wendet das über ein Feuer springende Pferd in die Frontalansicht. Auch für Hertha wählte er ein springendes Pferd (**Kat.Nr. 11.10**), das aber eher verspielt als dynamisch aussieht und von Stechpalmenranken umgeben ist (nicht nach 1942).

1933 trat er der NSDAP bei; nach deren Verbot 1934 arbeitete er illegal weiter für die Partei. Dafür wurde er nach dem „Anschluß“ 1938 kommissarischer Leiter des Bundesverlags. Im 2. Weltkrieg hielt er sich künstlerisch sehr zurück, ganz anders als während des 1. Weltkriegs. Nach 1945 illustrierte er nur noch wenige Bücher und widmete sich anscheinend vor allem der Heeresgeschichte, zu der er Aufsätze veröffentlichte und Zinnfiguren (insgesamt seit 1913 über 1200) entwarf.

Der Sohn Karl promovierte 1934 mit einer wirtschaftsgeschichtlichen Dissertation und war später Assistent an der Universität. Anscheinend blieb er immer in Wien und starb ledig und kinderlos. Die Tochter Hertha übersiedelte 1940 nach Berlin und heiratete 1942 Adolf Bausch (geb. 1915), Oberleutnant und Pfarrersohn aus Kölschhausen bei Wetzlar. Dieser hatte ein Jurastudium in Gießen abgebrochen, nahm es aber nach einer schweren Kriegsverwundung wieder auf und wurde schließlich Richter am Amtsgericht Gießen. 1997, nach dem Tod der kinderlosen Eheleute, gelangte ihre Bibliothek an die UB Gießen.²

² Dieser Text ist die Zusammenfassung eines Aufsatzes mit ausführlichen Quellen- und Literaturangaben, der *im DEG-Jahrbuch der Deutschen Exlibris-Gesellschaft* erscheinen soll.

12. Hugo Hepding (1878-1959) und Aenne Quentell (1885-1953)

Hugo Hepding¹ wurde in Ulrichstein im Vogelsberg als Sohn eines Pfarrers geboren. 1886 zog die Familie um nach Großen-Linden bei Gießen. Er studierte in Gießen und Bonn Klassische Philologie und Germanistik (Promotion Gießen 1903 mit einer Arbeit zur antiken Religionsgeschichte) und arbeitete seit 1902 als Bibliothekar an der UB Gießen. 1904 entstand sein Exlibris. Geschaffen hat es ein Dilettant, sein Schwager und Bundesbruder (Alemannia) Ferdinand Weyl (1875-1952, später Bankdirektor in Hannover), nach einem Leer-Exlibris von K. Kepler. Zu sehen ist ein Zimmer mit einer Frau an einem Bücherbord; durch das Fenster geht der Blick auf die romanische Kirche von Großen-Linden (**Kat.Nr. 12.1.**).

Durch die Alemannia lernte er auch Anna Luise - genannt Aenne - Quentell, die Schwester eines Bundesbruders, kennen.² Sie war eine Nachfahrin des Kölner Inkunabeldruckers Heinrich Quentel (gest. 1501). Geboren in Worms, kam sie über Michelstadt (Odenwald) etwa 1893 nach Friedberg, wo ihr Vater das Lehrerseminar leitete und sie auf der Burg wohnte. 1907 erschien der erste Band von Otto Ubbelohdes (1867-1922) Illustrationen zu den Märchen der Brüder Grimm, die wohl bis heute das bekannteste Werk des Künstlers sind. Hepding war von den Bildern so beeindruckt, daß er bei Ubbelohde ein Exlibris für seine Braut in Auftrag gab (**Kat.Nr. 12.2.**). Als Gegenstand wünschte er sich das Bild, das ihm vorschwebte, wenn er durch die Kaiserstraße in Friedberg zur Burg eilte, um die Familie Quentell zu besuchen, und das Ubbelohde sehr gern aufnahm: Eine junge Frau sitzt lesend auf einer Bank im Friedberger Burggarten, neben ihr ein Hündchen, im Hintergrund der Adolfturm, das Wahrzeichen von Friedberg.³ 1911 heirateten die beiden.

Bis 1913 nahm Hepding an mehreren Ausgrabungskampagnen in Pergamon teil. Nachdem er sich 1910 für Klassische Philologie habilitiert hatte, wurde er 1915 außerordentlicher Professor, doch verlagerte sich seine wissenschaftliche Tätigkeit mehr und mehr auf das Gebiet der Volkskunde; mit ihr verband ihn auch sein Doktorvater Albrecht Dieterich (1866-1908), der ebenfalls von der Klassischen Philologie her zur Volkskunde gekommen war. Von 1906-1942, d.h. vom Tod Adolf → Stracks bis zum letzten während des 2. Weltkriegs erschienenen Band, war er (zeitweise Mit-)Herausgeber der „Hessischen Blätter für Volkskunde“. 1921 verzichtete er zugunsten des älteren Karl Ebel auf die Position des Direktors der UB. Als aber 1933 die Stelle wieder vakant wurde, galt er den neuen Machthabern wegen seiner demokratischen und christlichen Gesinnung als unzuverlässig und wurde zugunsten des verdienten Parteigenossen Heinrich Clarius übergangen. 1945 holte man ihn aus dem Ruhestand und machte ihn doch noch zum Leiter der ruinierten Bibliothek. Anfang 1949 übergab er die Leitung an Josef Schawe⁴, arbeitete aber auch danach noch freiwillig in der UB mit. 1950 entstand seine Portraitbüste von der Hand des Gießener Künstlers Carl Bourcarde.⁵ Nachdem seine Gattin 1942 schwer an Arthritis deformans erkrankt war, betreuten ihn seine Töchter Hildegard und Gertraut. Hochgeehrt von Stadt und Universität, starb er mit 81 Jahren.

Hepding ist eine herausragende Gestalt der Gießener Bibliotheks- und Wissenschaftsgeschichte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Zwei volkskundliche Festschriften, zu seinem 60. und 80. Geburtstag, zeugen sowohl von seinem besonderen Rang

¹ Vgl. Erwin Schmidt, Gießener Bibliothekare. In: Universitätsbibliothek Gießen, Festgabe zur Weihe des neuen Hauses am 1. Juli 1959, S. 47 f.; H. Knaus, Hugo Hepding. In: Gießener Gelehrte Teil 1, S. 387-391.

² Zu ihr sowie zu den Exlibris konnten mündliche und briefliche Mitteilungen von Ludwig Hepding, seiner Witwe und seiner Schwester Hildegard Bachmann geb. Hepding herangezogen werden.

³ *Katalog Mainz* 44.411

⁴ *Schawes trat seinen Dienst am 1.3.1949 an.*

⁵ Dagmar Klein, in: Hessische Heimat 8, 13. 4. 1996, S. 32.

auf diesem Gebiet als auch von seinen weitgespannten freundschaftlichen Beziehungen. Der Handschriftensammlung der UB hat er umfangreiche volkskundliche Materialsammlungen hinterlassen.

Hugo und Aenne Hepding hatten zwei Töchter und einen Sohn. Ludwig (1912-1997) studierte Veterinärmedizin (Dr. med. vet. Gießen 1936) und war bei der Firma Merck in Darmstadt Abteilungsleiter für Chemotherapie, arbeitete daneben aber auch auf volkskundlichem und familiengeschichtlichem Gebiet. Die UB, der er sich bis zu seinem Tod verbunden fühlte, verdankt ihm umfangreiche und wertvolle Schenkungen aus seinem Familienbesitz, darunter Korrespondenz und wissenschaftliche Manuskripte seines Vaters und handschriftliche Rezeptbücher aus dem 18. und 19. Jahrhundert.

13. Ludwig Stieda (1837-1918)¹

(Christian Hermann) Ludwig Stieda² wurde als Sohn eines deutschbaltischen Kaufmanns in Riga geboren. Er studierte Medizin in Dorpat (Estland), promovierte 1861 und ging dann, da ihm eine Assistentenstelle in Aussicht gestellt wurde, zu weiteren Studien nach Gießen zu dem Zoologen Rudolf Leuckart, nach Erlangen und nach Wien. 1862 kehrte er nach Dorpat zurück, habilitierte sich noch im selben Jahr für Anatomie und stieg bis 1875 vom Assistenten bis zum Ordentlichen Professor für Anatomie auf. 1866 heiratete er in Gießen Mathilde Langermann (1831-1908) aus Ortenberg (Wetterau), die er in Dorpat im Haus ihres Schwagers Ludwig Schwabe kennengelernt hatte. Schwabe, gebürtig aus Gießen, war in Dorpat Professor für Klassische Philologie und Archäologie. Stieda arbeitete auch medizinhistorisch, anthropologisch und archäologisch; 1878-85 war er Mitdirektor der Gesellschaft für die Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands. 1885 wechselte er an die Universität Königsberg, wo er 1912 emeritiert wurde. Anschließend zog er nach Gießen, wo noch Verwandte seiner verstorbenen Frau lebten. Eine weitere Verbindung Stiedas zu Gießen lag in der Person des Klassischen Philologen Alfred Körte (1866-1946; 1904-14 Professor in Gießen). Die beiden hatten sich 1898 auf einem Kongreß in Düsseldorf getroffen, auf dem Körte einen Vortrag über zwei Motiv-Terrakotten aus der etruskischen Stadt Veji hielt. Dadurch angeregt, reiste Stieda 1899 nach Rom und erwarb dort und in Veji eine Sammlung solcher Motiv-Terrakotten, die er noch im selben Jahr und 1901 publizierte. Bei diesen Motiven handelt es sich um Nachbildungen von Körperteilen, die Heilgöttern zum Dank für Heilungen (oder als Bitte um Heilung) geweiht wurden. 1913 schenkte Stieda seine Sammlung der Universität Gießen. Sie überstand den 2. Weltkrieg und wird heute z. T. als Leihgabe im Oberhessischen Museum gezeigt, z. T. in der Antikensammlung bei der Professur für Klassische Archäologie aufbewahrt.

Zu der Sammlung gehört die Statuette eines Mannes mit geöffneter Leibeshöhle (**Kat.Nr. 13.2.**)³. Dargestellt ist ein aufrecht stehender, mit einem Mantel bekleideter Mann. Sein rechter Arm hing, wie die Ansatzspuren zeigen, locker neben dem Körper herab, während der erhaltene linke Arm leicht gebeugt und mit geöffneter Hand im Bereich der Hüfte aufliegt. Auffälligstes Merkmal ist jedoch eine bogenförmige Öffnung des Abdomens, durch die der Blick in das Leibesinnere auf die Organe (Lungen, Herz, Leber, Darm und Blase) möglich ist. Die Vorderseite der Statuette ist aus der Form gewonnen und anschließend überarbeitet worden. So sind die inneren Organe handgeformt und nachträglich eingesetzt. Auch die Rückseite ist handgeformt; ein hier ansatzweise erhaltenes, kreisrundes Loch kann als Brennloch gedeutet werden, hiermit konnte die Statuette aber auch im Heiligtum aufgehängt werden. Problematisch ist die Frage der Datierung: Die Drapierung des Gewandes mit prominent hervorgehobenem, waagrecht vor dem Bauch verlaufendem Mantelbausch ist in dieser Art motivisch seit dem 4. Jh. v. Chr. möglich, während im Hellenismus der Bausch üblicherweise deutlich höher zur Brust getragen wird. Ob dieses Merkmal wirklich

¹ Die Beschreibung der ausgestellten etruskischen Motiv-Statuette hat Herr Dr. Matthias Recke (*Professur für Klassische Archäologie der Universität Gießen*) beige-steuert (2007). Vgl. M. Recke und W. Wamser-Krasznai, *Kultische Anatomie, Etruskische Körperteil-Votive aus der Antikensammlung der J.-L.-Universität Gießen (Stiftung Ludwig Stieda), Ausstellungskatalog Ingolstadt 2008, S. 15-28 (zu Stieda und seiner Sammlung) und 118-120 (zu Kat.Nr. 13.2.)*

² Zur Biographie vgl. den Nachruf von P. Eisler, in: *Anatomischer Anzeiger* 52, 1919, S. 131-144.

³ Antikensammlung der Justus-Liebig-Universität Gießen, Inv. T III-9. Erhaltene Höhe 16,9 cm, Breite 10,3 cm, Tiefe 8,1 cm. Es fehlen die Füße, Beine bis zu den Oberschenkeln, der rechte Arm mit Schulter, Hals und Kopf. Keine Reste der ursprünglich vorhandenen Bemalung erhalten. Vgl. L. Stieda, *Anatomisches über Alt-Italische Weihgeschenke (Donaria)* (= Stieda, *Anatomisch-archäologische Studien* 2), Wiesbaden 1901, S. 82-85. Zusammenfassend zu den etruskischen anatomischen Motiven vgl. *Thesaurus cultus et rituum antiquorum* Bd. 1. Los Angeles 2004, S. 359-368 (Jean Macintosh Turfa); M. Recke und W. Wamser-Krasznai (s. Anm. 1).

chronologisch auszuwerten ist oder nicht auch das Bedürfnis, die Leibesöffnung prominent in Szene zu setzen, zu einem entsprechend tiefen Ansatz geführt hat, lässt sich aufgrund des Erhaltenen und des kleinen Maßstabes der Figur nicht entscheiden. Außerdem werden solche Motive in der Koroplastik, die viel mit Abformungen arbeitet, lange tradiert, so dass auch eine jüngere Datierung möglich wäre. Bislang sind nur rund 25 Exemplare solcher Statuetten mit geöffneter Leibeshöhle bekannt, die meisten stellen jedoch keine ganzen Figuren, sondern Torsen mit Hals-, Arm- und Beinstümpfen dar. Die wenigen bekleideten Figuren sind durch ihre Haltung jedoch eindeutig als lebendig gekennzeichnet, so dass wir es hier nicht mit der Darstellung eines seziierten Leichnams zu tun haben. Es wird hier das Bedürfnis offenbar, die inneren Organe eines durch die Statuette im Heiligtum vertretenen Gläubigen sichtbar zu machen und so den Wunsch nach Heilung (oder Dank für eine bereits erfahrene) zum Ausdruck zu bringen. Alle bekannten Stücke dieser Art stammen aus Heiligtümern Mittelitaliens, vor allem Südtruriens und Latiums.

Besonders wichtig für Gießen wurden Stiedas Beziehungen zu dem großen deutschbaltischen Naturwissenschaftler Karl Ernst von Baer (1792-1876). Nach Baers Tod überließen die Erben Stieda seinen wissenschaftlichen Nachlass⁴ mit zahlreichen Manuskripten und mehreren Tausend Briefen zum Ordnen und zur Auswertung für seine Baer-Biographie, die 1878 erschien. Auch danach arbeitete Stieda weiter an dem Nachlass, den er, anscheinend mit Zustimmung der Familie Baer, nach Königsberg und Gießen mitnahm. 1919 übergaben seine Erben den Nachlass Baer und „rund 8000 Werke zur baltischen Geschichte und Landeskunde, zur Ethnographie und Anthropologie und zahlreiche russische Werke und Zeitschriften“⁵ der UB Gießen. Die Bücher wurden mit einem schon früher entstandenen Exlibris versehen (**Kat.Nr. 13.1**). Die Künstlersignatur „E. v. Tallberg“ bezeichnet vermutlich Stiedas Nichte Ellen von Tallberg (Malerin, 1867-1902),⁶ eine Tochter seiner Schwester Emilie (1839-1923), die mit einem von Tallberg verheiratet war. Anlässlich der Schenkung wurde das Exlibris durch den Zusatz „geschenkt der Universitäts-Bibliothek Gießen“ unten außerhalb des Rahmens erweitert. Ein Exemplar der ursprünglichen Fassung, ohne den Schenkungszusatz, befindet sich im Gutenbergmuseum Mainz.⁷ Dargestellt ist in grünem Druck auf gelblichem Papier ein in T-Form stilisierter Apfelbaum. Unten in der Mitte sieht man einen Totenkopf vor einem aufgerollten Papier, in den beiden unteren Ecken wirre dürre Zweige. Der kalligraphisch gestaltete Text „Ex libris Ludovici Stieda“ ist beiderseits des Baumstamms angeordnet. Die Stilisierung des Baums mit dem Schädel zu seinen Füßen erinnert an das christliche Kreuz. Der professionelle künstlerische Eindruck des Ganzen spricht eher für Ellen von Tallberg als ihre Mutter. Die meisten Bücher tragen zusätzlich einen Stempel „Geschenk von Geh.-Rat Prof. Dr. L. Stieda 1919“. Verhältnismäßig viele dieser Bücher haben die Zerstörung der UB im 2. Weltkrieg überlebt.

⁴ Vgl. E. Tammiksaar, Findbuch zum Nachlaß Karl Ernst von Baer. Gießen 1999 (Berichte und Arb. 50), besonders S. 9-11 zur Geschichte des Nachlasses.

⁵ HhB S. 277

⁶ Brieflicher Hinweis von Herrn Hans-Ulrich Zastra, Wiesbaden (Mitglied der Familie Stieda) (2005)

⁷ Katalog Mainz Nr. 43.532. Das Museum hat die Identität (bis auf den Schenkungszusatz und die Farbe) des Mainzer und des Gießener Exlibris brieflich bestätigt (Frau Dr. Elke Schutt-Kehm, 2005).

16. Adolf Strack (1860-1906)

Strack wurde in Darmstadt als Sohn eines Pfarrers geboren und studierte in Leipzig, Berlin und Gießen Germanistik, Klassische Philologie und Geschichte. Nach der Promotion 1883 war er bis zu seinem frühen Tod durch Gehirntumor im Schuldienst in Worms und Gießen tätig. 1893 habilitierte er sich in Gießen für neuere deutsche Literaturgeschichte; 1903 wurde er außerordentlicher Professor an der Universität.

Seit die Disziplin der Volkskunde in Hessen um 1900 Gestalt gewann, war Strack in ihr wissenschaftlich wie organisatorisch die zentrale Figur, nicht nur als erster Vorsitzender der „Hessischen Vereinigung für Volkskunde“ (als selbständiger Verband gegründet 1901) und Gründer und Herausgeber ihrer Zeitschrift, der „Hessischen Blätter für Volkskunde“ (1902 ff.), sondern auch als Initiator und erster Vorsitzender des „Verbands deutscher Vereine für Volkskunde“ (gegründet 1904).

Strack hinterließ eine wissenschaftliche Bibliothek¹ von 5000 Bänden, die seine Witwe Mila zu verkaufen beabsichtigte. Zu diesem Zweck ließ sie ein Verzeichnis erstellen und bei verschiedenen Interessenten kursieren. Sogar ein Verkauf nach Amerika war im Gespräch. Für einen Ankauf durch die UB Gießen, den die Witwe von Anfang an im Auge hatte und durch ein Empfehlungsschreiben des Göttinger Germanisten Edward Schröder zu befördern suchte, schienen zunächst die Mittel zu fehlen; sie fanden sich dann aber dank der Munifizienz des Gießener Industriellen Wilhelm Gail, der die Bibliothek für 2200 M. erwarb² und dessen Mäzenatentum auch die älteste der drei Gießener Papyrussammlungen zu verdanken ist. Nach Aussonderung der in der UB schon vorhandenen und der nach Meinung der UB minder wichtigen Bücher erfolgte die Schenkung der Bibliothek durch Gail an die UB am 1. März 1907. Man kann in diesem Vorgang ein nachdrückliches Engagement der UB und des Mäzens auf dem Gebiet dieser noch jungen Wissenschaft erblicken. Darüberhinaus ist das von der Vereinigung gesammelte handschriftliche Quellenmaterial der UB übergeben worden und dort in der Handschriftensammlung bis heute erhalten. Durch Hugo → Hepding, Stracks Nachfolger als Herausgeber der „Hessischen Blätter für Volkskunde“, ist die Volkskunde an der UB weiter ausgebaut worden.

Die Strack-Bücher wurden mit einem Holzschnitt-Exlibris von Otto Ubbelohde ausgestattet (**Kat.Nr. 16.1**).³ Es zeigt einen Sähmann bei der Arbeit und im Hintergrund die leicht angedeutete Stadt Gießen und die ruinenbekrönten Berge Gleiberg und Vetzberg, darunter in einer an die spätgotische Minuskel angelehnten Schrift „Aus der Bücherei von Prof. Dr. Adolf Strack † 1906 Gestiftet von Kommerzienrat Wilhelm Gail“. Die Darstellung nimmt nicht nur Bezug auf den Ort und den Inhalt der Schenkung, sondern ist auch typisch für den Künstler, dessen Lieblingsthema die mittelhessischen Landschaften und Dorfbilder waren. Ubbelohdes Nähe zur wissenschaftlichen Volkskunde zeigt sich auch darin, daß die Hefte der „Hessischen Blätter für Volkskunde“ bis etwa 1960 mit einem Titelbild von seiner Hand (Bauer mit geschulterter Sense in ländlicher Umgebung) geschmückt waren (**Kat.Nr. 16.2**).

Nur ganz geringe Reste der Bibliothek Strack haben die Zerstörung der UB 1944 überlebt.

¹ Zum folgenden vgl. S. Berrisch, Adolf Strack: e. Beitrag zur Volkskunde um 1900. Gießen 2005. (Berichte und Arb. 53.), S. 64. Zu Strack vgl. ferner S. Becker, Hinwendung zum Volk: d. Anfänge d. wiss. Volkskunde in Hessen um 1900. In: Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde 58, 2000, S. 233-257; K. Helm, Nachruf, in: Hessische Blätter für Volkskunde 5, 1906, S. I-VII.

² Schawe S. 403.

³ *Katalog Mainz* 44.420; *Abb. auf dem Einband von Berrisch*.

17. Aron Tänzer (1871-1937)

Das Exlibris Tänzer ist das einzige bisher in der UB aufgetauchte, das sowohl von der Person des Besitzers her als auch wegen seines Themas als jüdisch bezeichnet werden kann.

Aron Tänzer¹ darf zur geistigen Elite des deutschen Judentums in der letzten Phase vor seiner Vernichtung gezählt werden. Geboren wurde er im damals ungarischen Preßburg (heute Bratislava) als Sohn eines Rabbiners. Nach Schulbesuch in Preßburg studierte er in Berlin und Bern Philosophie, Germanistik, Geschichte und Semitische Philologie. Zu seinen Lehrern gehörten der Philosoph Wilhelm Dilthey und der von ihm besonders verehrte Begründer der Völkerpsychologie Moritz Lazarus (1824-1903), dessen wissenschaftlichen Nachlass er übernahm. 1895 promovierte er in Bern mit einer religionsphilosophischen Dissertation. 1896-1905 war er Rabbiner der israelitischen Kultusgemeinde Hohenems (Vorarlberg), zu der die Juden von ganz Vorarlberg und Tirol gehörten. Seine Tätigkeit als Rabbiner in Meran 1905-7 dauerte nur kurz, da die damit verbundene Abtrennung der Tiroler Juden von der Hohenemser Gemeinde umstritten war. 1907 übernahm er die Rabbinerstelle im württembergischen Göppingen, wo er bis zu seinem Tod blieb und eine sehr rege und fruchtbare publizistische, volksbildnerische und wissenschaftliche Tätigkeit über die religiösen Grenzen hinweg entfaltete. Im Zentrum seiner Studien standen aber die Geschichte und der Charakter des Judentums. Das kommt auch in seinem Exlibris² (**Kat.Nr. 17.1**), einer ockerfarbenen Lithographie, zum Ausdruck. Den Mittelpunkt bildet der siebenarmige Leuchter, der im Tempel in Jerusalem stand und zu allen Zeiten eines der bekanntesten Symbole des Judentums gewesen ist; man denke nur an seine prominente Darstellung als Kriegsbeute auf dem Titusbogen in Rom. Hochgehalten wird er von Moses, der – in einer für das 19. Jahrhundert typischen Darstellung - in seiner Linken die Gesetzestafeln trägt. So verkörpert das Exlibris die Verbindung der langen Geschichte des Judentums, dargestellt durch den Leuchter, mit der Tora, seiner geistigen Grundlage.

1910 gab Tänzer mit seinem Vortrag „Volksbildung und Volksvergiftung“ die Initialzündung zur Gründung einer städtischen öffentlichen Bibliothek in Göppingen, die er bis 1928 ehrenamtlich leitete; seit 1984 erinnert in der Stadtbibliothek eine Gedenktafel an ihn. Im 1. Weltkrieg diente er als Armeerabbiner an der Ostfront.

Über seine Privatbibliothek traf er detaillierte testamentarische Bestimmungen. Zunächst sollten seine Frau und seine Kinder sich davon nehmen, was sie als Andenken behalten wollten; den größten Teil sollte mit dem Nachlass Lazarus die Hebräische Universität Jerusalem erhalten. Bei seinem Tod lebten seine sechs Kinder schon außer Haus, meistens im Ausland. Seine Witwe Berta (geb. 1876) zog in ein jüdisches Altersheim in Sontheim bei Heilbronn. 1942 wurde sie nach Theresienstadt deportiert, wo sie 1943 umkam.³ Während der Lazarus-Nachlass bestimmungsgemäß Jerusalem erreichte und seine wissenschaftliche Veröffentlichung – nach Vorarbeiten Tänzers - inzwischen begonnen hat, ist die Bibliothek nie dort angekommen. Unter diesen Umständen ist der Weg des Gießener Buchs mit dem Tänzer-Exlibris (I. Kont, Geschichte der ungarischen Litteratur, und G. Alexici, Geschichte der rumänischen Litteratur, 1906 [= Die Litteraturen des Ostens in Einzeldarstellungen, Bd. 3]) nicht rekonstruierbar. Es ist mit der Bibliothek → Edward in die UB Gießen gelangt.

¹ A. Tänzer, Die Geschichte der Juden in Jebenhausen und Göppingen; mit erweiternden Beiträgen ... neu hrsg. von K.-H. Rueß. Weissenhorn 1988.

² Für briefliche Erläuterungen (2003) dazu danke ich Frau Rachel Heuberger, Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt a.M.

³ Gedenkbuch: Opfer d. Verfolgung d. Juden unter d. nationalsozialist. Gewaltherrschaft in Deutschland 1933-1945, Bd. 4. Koblenz 2006, S. 3469.

18. Adolf Scholz (1870-1952)

Scholz¹ wurde als Sohn eines Gutsbesitzers in Schönwalde bei Breslau geboren. Nach Studium der Medizin in Breslau und Greifswald arbeitete er als Assistent an Kliniken in Dresden, Glatz und dem bekannten Kneipp-Kurort Bad Wörishofen (Allgäu), wo er sich 1900 als Praktischer Arzt und Badearzt niederließ und bis zu seinem Tod im Sinne der Kneipp'schen Medizin wirkte. Durch das Röntgengerät, mit dem er seit 1905 in seiner Praxis arbeitete, erlitt er Strahlenschäden auf der Haut und schließlich Hautkrebs, an dessen Folgen er starb. Die Stadt Bad Wörishofen machte ihn 1930 zu ihrem Ehrenbürger und benannte eine Allee nach ihm, in der u.a. der Kneipp-Bund, der Dachverband der deutschen Kneippvereine, seinen Sitz hat.

Sein farbiges Exlibris² (**Kat.Nr. 18.1**) zeigt das leicht karikaturhafte Brustbild einer altmodischen Amtsperson mit hohem Hut, langer Perücke, goldener Kette, Marschallstab und schwarzem Gewand mit weißen Bäffchen. Oben sieht man ergänzend ein Bücherbord, unten eine allegorische Darstellung der Balneologie: Ein Mann und eine Frau verscheuchen mit einem Wasserkübel und einer Gießkanne ein Totengerippe. Da Scholz und Schulz(e) sprachliche Varianten desselben Begriffs sind, haben wir offenbar ein sprechendes Exlibris vorliegen. Es ist „Max Reach – München 1909“ signiert. Über diesen Künstler ist nichts Näheres bekannt.

Zahlreiche Bücher mit diesem Exlibris, insbesondere eine Sammlung balneologischer Dissertationen aus dem 18. und 19. Jahrhundert (**Kat.Nr. 18.2**), gelangten an *den Arzt und Naturheilkundler Ernst Meyer-Camberg (1904-85)*.³ Dieser stiftete sie der „Eden-Stiftung zur Förderung naturnaher Lebenshaltung und Gesundheitspflege“, die 1962 gegründet wurde und 2000 ihre Bibliothek an die UB Gießen übergab.

¹ Vgl. Ehrenbuch der Röntgenologen und Radiologen aller Nationen, hrsg. von H. Holthusen... 2.Aufl. München 1959, S. 301 f.

² A. Treier, Redende Exlibris, Wiesbaden 1986, S. 84 (mit Abb.); Katalog Mainz Nr. 37.422

³ Zu Meyer-Camberg vgl. die Website des nach ihm benannten Meyer-Camberg-Instituts in München: http://www.meyer-camberg.org/text/ueber_uns/initiatoren.html (9.1.2008)

19. Cornelius Wilhelm Freiherr Heyl zu Herrnsheim (1843-1923)

Cornelius Wilhelm Heyl (seit 1886: Cornelius Wilhelm Freiherr Heyl zu Herrnsheim) entstammte einer Wormser Kaufmanns- und Fabrikantenfamilie. Seit 1862 leitete er die großväterliche Lederfabrik in Worms, das damals zu Hessen gehörte. Die Fabrik beschäftigte vor dem 1. Weltkrieg über 5000 Menschen, mehr als ein Viertel aller Beschäftigten in Worms. 1874-81 und 1893-1918 gehörte er als Nationalliberaler (seit 1911 fraktionslos) dem Reichstag an, seit 1877 der Ersten Kammer der Hessischen Stände. Sein soziales Engagement galt vor allem dem Wohnungsbau; seit 1877 war er Präsident des „Hessischen Wohnungsvereins für Minderbemittelte“. Neben seinem Wirken als Unternehmer, Großgrundbesitzer und Politiker betätigte er sich in großem Umfang als Kunstsammler und Mäzen; vor allem die Stadt Worms verdankt ihm sehr viel.

Sein Mäzenatentum kam auch der Landesuniversität Gießen zugute.¹ 1907 spendete er dem Kunstwissenschaftlichen Institut 3000 Mark, mit denen das Institut u. a. 1910 ein Honorar von 50 M für den „Kunstmaler“ Otto Ubbelohde finanzierte, der ein Exlibris für das Institut entwarf (**Kat.Nr. 19.1**); das Blatt zeigt einen Adler auf dem Rand einer Schale sitzend, die von zwei Händen hochgehalten wird. Das Institut verwendete dieses Bild auch für seinen Briefkopf, wie noch ein Brief (**Kat.Nr. 19.2**) des emeritierten Kunsthistorikers Christian Rauch (1877-1976) an den Bibliotheksdirektor Josef Schawe vom 17. 9. 1958 zeigt. 1913 verlieh die Universität dem Freiherrn den Dr. jur. h.c. Das Diplom vom 10. Februar hebt seine sozialpolitischen Verdienste hervor, speziell „de penatibus tenuiorum, quibus qomodo providere posset humanitas, multa cum laude ostendit“ („um die Wohnverhältnisse der Minderbemittelten, indem er in rühmenswerter Weise zeigte, auf welche Weise mitmenschliche Fürsorglichkeit ihnen helfen kann“). Am 7. Januar 1914 schenkte er der Universität 40.000 M zum Kauf von rechts- und wirtschaftswissenschaftlicher Forschungsliteratur, insbesondere zum Kauf der Bibliothek des Juristen Karl Magnus Biermer (1861-1913, Professor in Gießen seit 1900). Zum Vergleich: Der reguläre Bücheretat der UB betrug damals 28.000 M plus etwa 7.000 M Gebühreneinnahmen!² Zu den mit dieser Stiftung verknüpften Bedingungen zählte ein Exlibris, mit dem alle daraus angeschafften „Drucksachen“ versehen werden sollten (**Kat.Nr. 19.3**). Das Blatt zeigt in blau, weiß und ocker das Familienwappen des Stifters,³ einen Schlüssel zwischen zwei Lilien, und nimmt mit dem ausdrücklichen Datum „10. Februar 1913“ offensichtlich Bezug auf das Ehrendoktorat.

Geschaffen hat das Exlibris einer der ganz großen deutschen Exlibris-Künstler: Otto Hupp (1859-1949).⁴ Er stammte aus Düsseldorf, lebte seit 1878 in und bei München und arbeitete auf vielen Gebieten des Kunstgewerbes, der Malerei und der Gebrauchsgraphik; so schuf bzw. entwarf er Buchillustrationen und –einbände, Banknoten, Briefmarken, Wein- und Bier-Etiketten (z.B. 1884 das bis heute verwendete Emblem der Spaten-Brauerei), Schrifttypen, Keramik und vieles mehr. Einer seiner Briefmarkenentwürfe mit dem großen Staatswappen von Bayern (**Kat.Nr. 19.4**) wurde 1916 für einen Satz bayerischer Dienstmarken verwirklicht.⁵ Sein Hauptinteressengebiet war die Heraldik, wo er als Künstler ebenso wie als Wissenschaftler eine führende und auch von staatlicher Seite anerkannte Koryphäe war. Die meisten seiner etwa 270 Exlibris sind Wappen-Exlibris. Dabei blieb er auf

¹ Das Folgende nach Akten im UAG: Ehrenpromotionsakte Heyl; PrA 2463; Jur M 1

² Schawe S. 401.

³ Das Wappen allein abgebildet bei O. Böcher, Der Heraldiker Otto Hupp und seine Schöpfungen für Rheinhessen und die Pfalz. In: Der Wormsgau 16, 1992/95, S. 127-184, hier S. 171, Abb. 44. Die Inschrift dazu lautet: Der Bibliothek der Universität Gießen gestiftet von Dr. jur. Cornelius Wilh. Freiherrn Heyl zu Herrnsheim. M(itglied) d(es) R(eichstags). 10. Februar 1913. *Katalog Mainz 27.044*.

⁴ Vgl. H.-E. Korn, Otto Hupp...; Ausstellung des Bayerischen Hauptstaatsarchivs. München 1984.

⁵ Ausgestellt: Michel Nr. 24 b.

Distanz zu den fortschrittlichen Strömungen der zeitgenössischen Kunst und hielt an einem Historismus fest, der sich vor allem an der deutschen Renaissance orientierte. 1881 rief ihn ein Auftrag nach Worms. Dort lernte er Heyl kennen, der ihn 1882 damit beauftragte, Gewölbe im Stadtarchiv mit Wappen von Wormser Familien auszumalen. Dies war der Beginn von Hupps Beschäftigung mit der Heraldik und zugleich seiner langdauernden Zusammenarbeit mit Heyl, seiner Familie und seiner Firma, für die er mehr arbeitete als für jeden anderen Auftraggeber.

Im Büchermagazin der UB hat sich ein weiteres, großformatigeres Wappen-Exlibris von Hupp gefunden (**Kat.Nr. 19.5**), und zwar für den Verleger Otto Reichl (1877-1954).⁶ Es ist 1920 datiert und zeigt in üppigen historistischen Formen das Familienwappen, einen Leuchter mit drei Kerzen, dazu als Helmzier einen Narren mit einem Leuchter in der Hand. Reichl verwendete den dreiflammigen Leuchter auch als Verlagssignet sowie als Titel („Der Leuchter“) von mehreren Produkten seiner Verlage. Hauptort seiner verlegerischen Tätigkeit war Darmstadt. Anscheinend gelangte ein Teil seiner Bibliothek in die dortige Universitäts- und Landesbibliothek, die das vorliegende Buch (Walter Schubart, Religion und Eros, München 1941) als Dublette aussonderte und spätestens 1959 im Tausch an die UB Gießen abtrat.

⁶ Vgl. T. Seng, Weltanschauung als verlegerische Aufgabe: d. Otto Reichl Verlag 1909-1954; mit e. Bibliographie... St. Goar 1994.

20. Wilhelm Pfeiffer(-Belli) (1870-1938)

Wilhelm Pfeiffer entstammte mütterlicherseits einer großbürgerlichen, wohlhabenden Frankfurter Familie. Die Schriftstellerin Maria Belli-Gontard (1788-1883), eine Nichte von Hölderlins „Diotima“ Susette Gontard, war seine Urgroßmutter.¹ Sein Vater kam aus Mainz und wurde in Frankfurt Direktor einer Versicherungsanstalt.² Wilhelms große Vorliebe galt dem Theater. Da aber seine Eltern sich entsprechenden Berufswünschen widersetzen, studierte er Jura und Philosophie (1898 Erlangen Dr. iur.; 1902 Heidelberg Dr. phil. mit einer Dissertation über Friedrich de La Motte-Fouqué). Danach folgte er doch seinem Hang zum Theater und ging als Schauspielervolontär nach Karlsruhe, dann als Regisseur nach Heidelberg. Nach der Rückkehr nach Frankfurt 1908 war er zunächst Privatgelehrter. 1911-14 inszenierte er etwa 30 Stücke für das „Neue Theater“ in Frankfurt. Sein großer Wunsch, Direktor des Frankfurter Schauspielhauses zu werden, erfüllte sich nicht. Nach 1918 wurde er Lehrer an der Schauspielschule, dann Lehrbeauftragter und schließlich Professor an der Theaterwissenschaftlichen Abteilung des Germanistischen Seminars der Universität.

Um den Mädchennamen seiner Mutter, Belli, vor dem Aussterben in Frankfurt zu bewahren, nahm er 1926³ für sich und seine Nachkommen den Doppelnamen Pfeiffer-Belli an. Dadurch lassen sich seine drei erhaltenen Exlibris chronologisch gliedern.

Die zwei früheren lauten auf „Dr. W. Pfeiffer“ und sind also zwischen 1898 und 1926 entstanden. Sie haben das Motiv der Panflöte gemeinsam, die eine Art inoffizielles redendes Familienwappen gewesen zu sein scheint.⁴ Das offizielle Wappen, das 1939 in die „Deutsche Wappenrolle bürgerlicher Geschlechter“ eingetragen wurde,⁵ zeigt einen Anker. Beide Motive sind auf dem Wappenschild vereint, der auf dem einen Exlibris (**Kat.Nr. 20.1**) zu sehen ist. Den Mittelpunkt dieses Blatts bildet ein altertümlich gekleideter Querflötenbläser. Er sitzt in einem architektonischen Bogen, durch den man über den Main auf einen Ausschnitt der Frankfurter Stadtsilhouette blickt. Eule und Hermesstab als Insignien der Wissenschaft und des Handels vervollständigen das konventionelle Bild. – Völlig anders sieht das zweite, vom Jugendstil geprägte Exlibris aus (**Kat.Nr. 20.2**). Es zeigt eine auf dem Boden sitzende nackte Frau, die sich über ein vor ihr aufgeschlagenes Buch beugt. Ihre rechte Hand ergreift die Panflöte, die neben ihr auf dem Boden liegt. Die Künstlersignatur E.W. *bezeichnet vermutlich die vielseitige Elfriede Wendtlandt (1877-1960).*⁶

Das dritte, zwischen 1926 und 1938 entstandene Blatt ist demgegenüber auffallend schlicht (**Kat.Nr. 20.3**). Es zeigt einen viereckigen klassizistischen Architektur-Rahmen um eine kreisrunde freie Fläche für den Namen „Dr. Wilhelm Pfeiffer-Belli“ und begegnet in zwei Varianten: Bei der einen ist der Rahmen schwarz und der Namen rot gedruckt, bei der anderen sind die Farben vertauscht.

Wilhelm Pfeiffer-Belli war mit Olga geb. Bender (1871-1959) aus Köln verheiratet und hatte zwei Söhne, Wolfgang (1900-1980) und Erich (1901-1989, Kulturjournalist und Erzähler) und eine Tochter Margit (geb 1904). Erich verließ die Schule ohne Abitur und führte ein recht bewegtes Leben; seine Autobiographie ist eine aufschlußreiche Quelle für das Frankfurt vor und nach dem 1. Weltkrieg und besonders seine Familie. Er schildert seinen Vater als eher einzelgängerisch, kontaktarm und (wie seine Mutter) ungesellig, trotz der Liebe zum Theater. Bei Wolfgang steigerten sich diese Charakterzüge; er wird von seinem Bruder

¹ W. Bandelow, Zwischen Heimatgeschichte und Kulturgeschichte: Maria Belli-Gontard. Hamburg 2004, S. 6 f., 215

² E. Pfeiffer-Belli, Junge Jahre im alten Frankfurt und eines langen Lebens Reise. Wiesbaden 1986, S. 122 und 124. Vgl. auch Frankfurter Biographie, hrsg. von W. Klötzer, Bd. 2. Frankfurt a.M. 1996, S. 135.

³ Frankfurter Nachlass, 2. Lieferung, Mappe 12

⁴ Es findet sich im Frankfurter Nachlass, 2. Lfg., außen auf Mappe 7.

⁵ Frankfurter Nachlass, 2. Lieferung, Mappe 4

⁶ Vgl. W. v. Zur Westen, Exlibris (Bucheignerzeichen), Reprint, Wiesbaden 1983, S. 67 und 73 f.

als lebensfremder, lebensuntüchtiger Eigenbrötler dargestellt, der immer mit den Eltern bzw. der Mutter, mit der ihn das katholische Bekenntnis verband, zusammenlebte. Er studierte in Frankfurt Literaturgeschichte, befaßte sich daneben mit Kompositionslehre und promovierte 1927 mit einer Dissertation über Thomas Murner. Fortan beschränkte er sich auf eine Existenz als germanistischer Privatgelehrter, wobei seine Schwerpunkte in der Frühen Neuzeit und der Romantik lagen (u.a. Murner, Brentano, Schopenhauer). 1944 übersiedelte er mit der Mutter nach Laubach (Kreis Gießen), wo er bis zu seinem Tod blieb. 1951 ging er eine Verlobung ein, wie aus mehreren an ihn gerichteten Briefen hervorgeht;⁷ warum es nicht zur Eheschließung kam, ist unklar. Als Achtzigjähriger wurde er beim Überqueren einer Straße von einem Auto erfaßt und tödlich verletzt.⁸ Die UB Gießen erwarb einen Teilnachlass von ihm (wissenschaftliche und private Korrespondenz, Notenskizzen, wenige Manuskripte)⁹ und seine Bibliothek für 10.000 DM. In diesem Teilnachlass fanden sich mehrere Briefe und Drucksachen von seinem Schulkameraden Theodor Wiesengrund, der als Theodor W. Adorno (1903-69) weltberühmt wurde, darunter eine Einladung zur Antrittsvorlesung des Privatdozenten in Frankfurt am 8. Mai 1931 (**Kat.Nr. 20.4**). Der größere Teil des Nachlasses, insbesondere Tagebücher und familiengeschichtliche Dokumente, gelangte 1981 und 1989 in das Frankfurter Institut für Stadtgeschichte.¹⁰

In seinen Büchern verwendete Wolfgang Pfeiffer-Belli nur einen Stempel zur Eigentumskennzeichnung, kein Exlibris.

⁷ Gießener Nachlass

⁸ E. Pfeiffer-Belli S. 121. Zu Wolfgang vgl. ferner S. 121, 136, 364, 367.

⁹ jetzt Handschrift NF 504 und 507 bis 517

¹⁰ jetzt Nachlass S 1/129